Leseprobe

… und still fließt die Oste

Ein Schwebefähren-Krimi

von Karl-Heinz Brinkmann

Ein unerbittlicher Rhythmus schlug Tag für Tag in das friedliche Antlitz der Oste. Kaum hatte der erste Hahn seine Morgenhymne angestimmt, erhob sich an der gewaltigen Baustelle der neuen Schwebefähre ein ohrenbetäubendes Crescendo aus Stahl, Schweiß und Maschinenlärm. Dort, wo einst sanfte Brisen über das Wasser strichen, wuchs nun ein monumentales Bauwerk in den Himmel – mehr als nur eine Verbindung zwischen zwei Ufern. Es war das kühne Versprechen der Gemeinde an sich selbst: ein stählernes Ausrufezeichen des Fortschritts, das den Ort mit aller Macht in eine neue Ära katapultieren sollte.

Während die einen in der ungewohnten Dynamik eine düstere Vorahnung spürten, träumten andere bereits von goldenen Zeiten. In dem stählernen Giganten sahen sie eine sprudelnde Einnahmequelle für die Gemeindekasse. Hinter verschlossenen Türen der Amtsstuben rieben sich die Verantwortlichen die Hände: Ihr ambitionierter Plan, etwas Einzigartiges zu erschaffen, schien aufzugehen.

Die Sonne färbte den östlichen Horizont in zarte Rosatöne, während ein vielstimmiges Vogelkonzert den neuen Tag willkommen hieß. Über den taufrischen Feldern schwebte ein feiner Dunstschleier, der einen prächtigen Sommertag verhieß. An der beinahe vollendeten Schwebefähre trafen die ersten Maler ein – unter ihnen August Johannson und Alvin Malstedt, zwei ungestüme Glücksritter mit einem ständigen Schalk im Nacken.

»Na, wie war die Nacht, mein wackerer Zecher?«, fragte August mit einem breiten Grinsen, die Augenbrauen vielsagend hochgezogen.

Alvin erwiderte das Grinsen mit einem Augenzwinkern, das mehr sagte als tausend Worte. »Feuchtfröhlich wie immer. Meine Leber ist erneut einen Heldentod für die gute Laune gestorben.«

Lachend schlenderten sie auf die Baustelle zu – doch mitten auf dem Weg blieben sie abrupt stehen. Eine Erscheinung war ihnen entgegengekommen, so anmutig, dass selbst die Müdigkeit der frühen Stunde augenblicklich von ihnen abfiel. Langes, pechschwarzes Haar umrahmte ihr zartes Gesicht und tanzte leicht im Wind. Ihr knöchellanges Kleid verhüllte nicht, es betonte – geheimnisvoll und elegant. Die sattgrüne Kittelschürze setzte einen frischen, fast ländlich heiteren Akzent.

Ein Hauch von Verlegenheit glitt über ihre Lippen – ein kaum merkliches Lächeln, das mehr verriet, als sie vielleicht wollte. Als die beiden Männer näherkamen, senkte sie den Blick, ihre Wangen röteten sich leicht, und sie huschte an ihnen vorbei, als wollte sie mit dem Morgennebel

verschmelzen.

»Holla die Waldfee – was für ein Anblick!«, entfuhr es Alvin, während er theatralisch seinen Hut lüftete.

August setzte nach, die Stimme rau vor ungestümer Neugier: »Schon Pläne für den Abend, holdes Fräulein? Vielleicht ein gemeinsames Studium des Sternenhimmels über der Oste?«

Doch die junge Frau schien sich von derlei Floskeln nicht beeindrucken zu lassen. Als sie an ihnen vorbeiging, fühlte sie das Prickeln im Nacken, diesen hauchdünnen Schleier von Aufmerksamkeit, der sich auf sie legte wie Morgentau auf die Felder. Und doch blieb sie ruhig. Ihre Schritte waren leicht, aber bestimmt, als gehörte der frühe Morgen allein ihr.

Sie wusste, sie würde ihnen wieder begegnen. Das war unausweichlich. Alles hier war unausweichlich – wie das Ziehen eines Sturms, lange bevor er die ersten Äste knicken ließ.

Ohne einen Blick zurück ging sie weiter, als hätten ihre Ohren sich verschlossen. Und doch – sie spürte die Blicke der beiden Männer in ihrem Rücken. Ganz tief in ihr regte sich ein leiser Funke stiller Freude darüber, begehrt zu werden. Nur die allzu direkte Art der beiden widersprach ihrem feinen Wesen.

August und Alvin blickten ihr noch hinterher, bis ihre schlanke Gestalt hinter der Glastür eines Ladens verschwand. […]

Schnaufend und hochrot im Gesicht saß Wilhelm in seiner dunklen Gaststube und kochte innerlich vor Zorn. »Dieses verdammte, blöde Pack!«, knurrte er durch die zusammengebissenen dritten Zähne. Tief gekränkt in seiner Eitelkeit, die ihm fast ebenso heilig war wie der prall gefüllte Geldbeutel unter der Theke, wuchtete er seinen massigen Körper hinter den Tresen und griff entschlossen nach der staubigen Flasche mit dem goldenen Etikett.

Auf ein Glas verzichtete er großzügig. Mit einem geübten Ruck setzte er die Flasche an die Lippen und stürzte den Hochprozentigen hinunter wie ein ausgedörrter Wanderer, der endlich eine Oase gefunden hatte. Gluckernd floss der Schnaps seine Kehle hinab. Anschließend wischte er sich mit dem Handrücken den feuchten Mund ab und atmete tief durch – als könne er damit den aufsteigenden Groll und den beißenden Alkoholdampf zugleich vertreiben.

Mit einem dumpfen Gefühl kurzzeitiger Betäubung schleppte er sich zurück an seinen angestammten Platz am Fenster und starrte hinaus – finster, wie nur ein Mann starrt, dem das Leben in diesem Moment eine unerwartete Rechnung präsentiert.

Die Schwebefähre bewegte sich träge über den Fluss. Der tote Mann, eingepackt in einen schmucklosen, grauen Sarg, der unheimlich an kaltes Blech erinnerte, wurde gerade abtransportiert. Polizisten in Uniform bemühten sich energisch, die gaffende, sensationshungrige Meute auf dem Deich auseinanderzutreiben.

Wilhelm verzog missmutig das Gesicht. Mit einem Anflug bitterer Eifersucht sah er Magda, die korpulente Bäckersfrau, wie sie zufrieden mit dem nun leeren Brötchentablett in ihre duftende Backstube zurückkehrte. Der unverhoffte, lukrative Nebenverdienst hatte ihr ein ungewohnt zufriedenes Lächeln ins sonst so ernste Gesicht gezaubert – ein Lächeln, das Wilhelm nur noch mehr in Rage brachte.

Wütend auf sich selbst, auf seine Ungeschicklichkeit, auf sein loses Mundwerk, schüttelte er den Kopf. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als bis zum Abend zu warten, bis sich endlich der Stammtisch im Fährkrug einfand – zum Glück gehörte auch der Dorfpolizist Günter Dunkelmann dazu. Vielleicht, so hoffte Wilhelm zähneknirschend, ließ sich aus dem Kerl doch noch die ein oder

andere brisante Information herausquetschen.

Während Wilhelm noch in seiner selbst gebrauten Galle-Soße schmorte, kehrte auf dem Fährplatz und der Schwebefähre allmählich wieder der gewohnte Alltag ein. Die neuen Fahrgäste, die Hugo nun mit seiner stählernen Arche über die Oste setzte, hatten keine Ahnung von dem unheimlichen Vorfall der vergangenen Nacht. Doch diese Ahnungslosigkeit würde nicht von Dauer sein – spätestens am nächsten Morgen, wenn sie die Lokalzeitung aufschlugen, würde sich das ändern. Dann würde auf der Fähre eine neue Runde neugieriger Fragestunden beginnen, und Hugo graute es schon jetzt vor den sensationslüsternen Blicken und den meist wenig durchdachten Fragen.

Im Dorf selbst sah es indes ganz anders aus. Die Nachricht vom Leichenfund hatte den verschlafenen Alltag mit einem Mal zerrissen wie ein Sturm das Reetdach einer Kate. Überall – in den Läden, auf der Straße, hinter zugezogenen Gardinen – wurde getuschelt, diskutiert, wild spekuliert. Die Gerüchte schossen wie Unkraut aus dem feuchten Marschboden, und aus einem kaum greifbaren Nebel der Mutmaßungen schälte sich schon bald ein Name heraus. Ein Name, der plötzlich in aller Munde war, als sei er mit roter Farbe an jede Wand geschrieben:

»Alfons.«

Alfons Radzik, ein Mann Mitte vierzig, sportlich, mit verschlossenem Wesen, lebte seit über zwanzig Jahren unauffällig in einem der kleinen Tagelöhnerhäuser in der stillen Deichreihe. Er galt als fleißig und hilfsbereit, verdiente seinen kargen Lohn in einer der örtlichen Fleischereien. Kontakte zu den übrigen Dorfbewohnern hielt er auf Abstand – nicht unfreundlich, aber wortkarg. Und dennoch – oder gerade deshalb – war er nie völlig unbeachtet geblieben. Besonders bei den Frauen. Wenn er mit seinen bedächtigen Schritten durchs Dorf ging, die kräftigen Schultern unter dem schlichten Hemd, die rußgeschwärzten Hände locker in den Taschen, flackerten in manch müden Augen ein paar Funken auf. Das männliche Umfeld sah das mit wenig Begeisterung. […]

»Es muss also irgendeine Verbindung geben zwischen Georg Johannson, der Tochter des damaligen Bäckergesellen Schiller und einem der Bauarbeiter von der Schwebefähre im Jahr 1909«, sinnierte Kruse laut. Seine Stimme hallte leicht in der kargen Amtsstube wider, deren schlichte Holzmöbel von Jahrzehnten provinzieller Routine zeugten.

Günter Dunkelmann, der ortsansässige Dorfpolizist, saß ihm gegenüber, die Stirn in Falten gelegt. »Vielleicht«, murmelte er zögernd, »aber das ist verdammt lange her, Herr Kommissar. In der Zeit ist viel Wasser die Oste rauf- und wieder runtergeschwappt.«

Kruse ließ seinen Blick nicht von ihm weichen. »Sie kommen doch von hier, Herr Dunkelmann. Sie kennen Land und Leute wie Ihre eigene Westentasche, nicht wahr?«

Günter nestelte verlegen an seinem Krawattenknoten, als wolle er sich an ihm festhalten. »Ja, das stimmt wohl. Aber von einem Bäckergesellen namens Schiller habe ich noch nie gehört – ehrlich gesagt, bis heute kein einziges Mal.«

Er hielt kurz inne, dann schob er beinahe entschuldigend hinterher: »Meine Familie stammt ursprünglich aus Freiburg an der Elbe. Erst nach dem Krieg sind wir endgültig nach Osten gezogen. Da war die Geschichte mit der Fähre schon längst Dorflegende.«

Kruse nickte langsam. »Das glaube ich Ihnen gern. Woher sollten Sie auch die Namen all jener kennen, die damals hier als Gesellen, Tagelöhner oder Bauarbeiter ihr Leben fristeten – besonders, wenn Sie zu der Zeit noch nicht einmal geboren waren.«

Sein Ton war verständnisvoll, aber sein Blick blieb forschend. Er musterte Dunkelmann genau,

achtete auf jedes Zucken im Gesicht, jede Unsicherheit in der Haltung. In einem Fall wie diesem war selbst das kleinste Zögern ein mögliches Puzzlestück.

»Trotzdem«, sagte Kruse nach einem Moment des Schweigens, »selbst Legenden wurzeln meist in etwas Reellem. Und irgendetwas sagt mir, dass diese alte Geschichte mit dem verschwundenen Bauarbeiter nicht nur Tratsch von vorgestern ist.«

Kruse ließ sich von Günters aufbrausender Reaktion nicht im Geringsten beeindrucken. Seine Stimme blieb ruhig, aber sie war von einer Autorität durchzogen, die keinen Widerspruch duldete.

»Deswegen bitte ich Sie ja auch nicht, sie persönlich zu befragen, Herr Dunkelmann«, entgegnete er knapp. »Aber ich gehe stark davon aus, dass es im Gemeindearchiv alte Listen, Baupläne oder Personalverzeichnisse gibt. Vielleicht sogar Rechnungsbücher, Lohnabrechnungen oder Anträge zur Errichtung der Fähre. Irgendetwas wird es geben. Und ich bin sicher, dass Sie wissen, wo man suchen muss.«

Günter presste die Lippen aufeinander, seine Kiefermuskeln arbeiteten. Er mochte es nicht, wenn man ihm die eigene Trägheit derart elegant vor Augen führte.

»Ich schau mal, was ich auftreiben kann«, knurrte er schließlich und rutschte schwerfällig auf seinem Holzstuhl hin und her, als müsste er sich erst körperlich in die richtige Position bringen, um sich einer Aufgabe dieser Größenordnung überhaupt zu stellen.

Kruse beugte sich ein Stück vor. »Und wenn Sie schon dabei sind – schauen Sie auch nach alten Einwohnerlisten. Vielleicht findet sich ein Hinweis auf die Familie Schiller. Selbst ein Umzug oder ein Hausverkauf könnte dokumentiert worden sein. Jeder kleine Zettel kann wichtig sein.«

Günter seufzte resigniert und griff mit demonstrativer Langsamkeit zu einem abgegriffenen Notizblock, auf dem er widerwillig zu schreiben begann. Kruses Blick blieb derweil auf dem Fenster hängen, durch das man auf die regennasse Straße hinausblickte.

»Die Vergangenheit vergisst nie ganz«, murmelte er fast mehr zu sich selbst. »Sie wartet geduldig auf den richtigen Moment, wieder ans Licht zu treten.«

Dann wandte er sich mit einem letzten, scharfen Blick an Dunkelmann: »Melden Sie sich, sobald Sie etwas gefunden haben. Auch wenn es Ihnen unwichtig erscheint.«

Der Dorfpolizist nickte wortlos. Die Stimmung im Raum war schwer wie das Grau des Himmels draußen.

Günter Dunkelmann schluckte hörbar, während er die angespannte Atmosphäre mit einem gezwungenen Nicken zu durchbrechen versuchte. »Jawohl, Herr Kommissar. Ich… ich kümmere mich darum.« Er erhob sich langsam von seinem Stuhl, als müsse er sich innerlich erst auf die bevorstehende Archiv-Odyssee einschwören.

Kruse nickte zufrieden, griff nach seinem Mantel, den er lässig über den Arm warf, und verließ mit knappen Schritten das kleine Polizeibüro. Draußen hatte der Regen inzwischen aufgehört, doch die Wolken hingen weiterhin schwer und bleiern über dem Ort, als würden sie die aufkeimende Unruhe in Kruses Innerem widerspiegeln. […]

Hinweis

Diese Leseprobe umfasst Auszüge aus dem Buch und soll einen ersten Eindruck von der Geschichte, den Figuren und der Atmosphäre des Romans vermitteln. Bitte beachten Sie bei Verwendung dieser Leseprobe die Quelle (Karl-Heinz Brinkmann, »... und still fließt die Oste – Ein Schwebefähren-Krimi«) anzugeben.

Der Oestinger, Karl-Heinz Brinkmann, Telefon: 01590-8612604
E-Mail: autor@der-oestinger.de, Internet: https://der-oestinger.de